

# Vier Menschen, eine Diagnose

Jeden Tag erleiden vier Personen in Luxemburg einen Schlaganfall, mit unterschiedlichen körperlichen und psychischen Folgen. Doch für alle ist die Krankheit eine Zäsur, sie verändert das Leben, die Beziehungen und oft auch die ökonomischen Verhältnisse.

Stéphanie Wagner ist noch jung. Doch ob es jetzt 38 oder 37 Jahre sind, weiß sie gerade nicht genau. „Ich bin im November 84 geboren“, sagt sie. 37 also. Vor knapp drei Jahren hatte sie einen Schlaganfall. Einfach so, ohne Vorwarnung. Schon länger hatte sie zwar ab und zu starke Kopfschmerzen gehabt, aber die waren immer von selbst wieder weggegangen. „Ich war allein zu Hause und am Abend zuvor so müde gewesen, dass ich vergessen hatte, zur Arbeit zu gehen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, konnte ich die gesamte linke Seite nicht bewegen, aber irgendwie habe ich es noch geschafft, aus dem Bett zu kommen und ins Badezimmer zu gehen. Da bin ich dann zusammengebrochen und konnte nicht mehr aufstehen.“

Dass sie noch am gleichen Tag gefunden wurde, verdankt sie ihrem damaligen Chef. Der hatte die Polizei angerufen, nachdem die sonst zuverlässige Mitarbeiterin nicht zur Arbeit erschienen war. Über Umwege wurde ein Cousin der Mutter erreicht, der im gleichen Ort wohnt und einen Schlüssel zum Haus hat. Dieser fand Stéphanie Wagner am frühen Nachmittag im Bad und verständigte den Rettungswagen. Angst habe sie in den paar Stunden nicht gehabt, nur schrecklich allein habe sie sich gefühlt.

Vier Menschen. Jeden Tag. So viele Schlaganfälle gibt es in Luxemburg, knapp 1.500 im Jahr. Ein Viertel davon sind zweite oder dritte Schlaganfälle, den Rest der Menschen trifft es aus heiterem Himmel. So wie Stéphanie Wagner. „Ich war weder übergewichtig noch habe ich geraucht, Alkohol getrunken oder hatte Bluthochdruck, was alles Risikofaktoren für einen Schlaganfall sind. Nur mein Cholesterol war etwas hoch.“ Die ersten Wochen nach dem Schlaganfall verbrachte sie im Krankenhaus, sie konnte nicht laufen, fühlte sich schwach. „Es war, als würde ein Sack Zement an meinem Bein hängen.“





## „Dass ich keinen Job finde, ist irgendwie nicht okay.“

Stéphanie Wagner

Dann kam sie ins Reha-Zentrum, lernte dort mühsam, wieder zu gehen. Noch heute zieht sie das linke Bein etwas nach, und ihr linker Arm macht nicht immer, was er soll – „er ist da, aber irgendwie auch nicht da“, sagt sie –, die Hand steht leicht abgespreizt. Treppen und lange Wege machen ihr Mühe, früher nahm sie oft an IVV-Wanderungen teil, jetzt braucht sie für fünf Kilometer genauso lange wie früher für zwölf. Dass sie überhaupt wieder wandern kann, hätte sie vor zwei Jahren nicht für möglich gehalten. Doch besser als jetzt soll ihr Zustand nicht mehr werden, befürchtet ihr behandelnder Arzt.

Vor ein paar Wochen ist sie mit ihrer Mutter nach Dubai zu Weltausstellung geflogen. Ein anstrengender, aber auch schöner Urlaub, sagt sie. Mit ihrer körperlichen Behinderung hat sie dort durchweg gute Erfahrungen gemacht. „Die Leute waren unglaublich hilfsbereit und umsichtig. Wenn ich hier in Luxemburg unterwegs bin, nimmt keiner Rücksicht auf mich, das sind schon zwei verschiedene Welten.“ Ihre größte Sorge ist ihre Arbeitslosigkeit. Im Laufe ihrer Reha hat sie ihren Job als Sekretärin verloren, jetzt kann sie nur noch mit einer Hand tippen, die meisten Arbeitgeber wollen sie deshalb nicht einstellen. Auch das Arbeitsamt kann ihr nicht helfen. Ende Juni läuft das Arbeitslosengeld aus. Wie es dann weitergeht? „Keine Ahnung“, sagt sie. „Aber ich finde das nicht okay.“

Etwa 85 Prozent der Schlaganfälle entstehen durch eine Verstopfung (Gerinnsel) in einem gehirnversorgenden Gefäß, der Rest dadurch, dass im Gehirn ein Gefäß

platzt (Gehirnblutung). „Gehirngefäßerkrankungen sind die dritthäufigste Todesursache und die Hauptursache erworbener Behinderungen im Großherzogtum“, schreibt die luxemburgische Assoziation für Betroffene von einem Schlaganfall „Blétz“ in ihrer neuesten Broschüre. Der vor knapp zehn Jahren gegründete Verein unterstützt Betroffene und Angehörige nach einem Schlaganfall, ist aber auch im Bereich der Prävention aktiv, zum einen durch Aufklärung, zum anderen durch die konsequente Forderung nach schneller und landesweiter Erstversorgung der Betroffenen.

Rund 20 Prozent der Betroffenen sterben nach einem Schlaganfall, weitere 35 Prozent innerhalb des ersten Jahres. Bei der Hälfte der Überlebenden bleiben anhaltende Schäden zurück. Die besten Heilungschancen haben die, die so schnell wie möglich behandelt werden. Dabei zählt jede Minute, weil die Zellen im Gehirn schnell absterben.

Pierre Berger ärgert sich noch heute, dass er nicht schneller reagiert hat. Sein Schlaganfall ist sechs Jahre her, und im Prinzip hätte er Glück gehabt, meint der heute 62-Jährige, es hätte ihn viel schlimmer treffen können. Bei ihm handelte es sich um einen sehr seltenen migränösen Infarkt, meinte sein Arzt, ein Schlaganfall ausgelöst durch eine Migräne. Einzige Symptome: stechende Kopfschmerzen und ein Gesichtsfeldausfall auf der gesamten rechten Seite.

Er dachte, es wäre eine ganz normale Migräne, deshalb hätte er nicht direkt den Arzt aufgesucht, erzählt er. Stattdessen ging er zu einem Konzert und danach schnell nach Hause, erst am nächsten Morgen brachte ihn seine Frau ins Krankenhaus. „Ich hatte schon seit meiner Jugend Migräne. Starke Kopfschmerzen und die Migräneaura waren für mich also nichts Neues. Ungewöhnlich war nur, dass es so lange anhielt.“ Im Krankenhaus ging dann alles ganz schnell: Vier Ärzte waren

um ihn herum, ein Neurologe erklärte ihm, dass er einen Schlaganfall hätte. Beim MRT wurde ein Blutgerinnsel im Gehirn entdeckt, die Ärzte befürchteten eine Verschlechterung und gaben ihm Blutverdünnungsmittel in der Hoffnung, es zu verkleinern.

Pierre Berger hatte Glück: Am nächsten Tag war das Gerinnsel völlig verschwunden. Die Kopfschmerzen auch. Nur der Gesichtsfeldausfall blieb. Eineinhalb Jahre lang war das Sehen auf der rechten Seite eingeschränkt. Heute funktioniert es wieder einigermaßen, nur wenn er müde ist, kommen die Ausfälle zurück. Dann muss er sich ausruhen, und zwar so schnell wie möglich. „Ich habe Leitungen im Kopf, eine ist beschädigt, da fahre ich jetzt über einen anderen Kanal“, erklärt er. „Es sei denn, ich bin müde, dann kommen die Probleme.“

Anhaltende Müdigkeit ist ein häufiges Problem von Schlaganfallpatienten. Chantal Keller, Gründerin und Präsidentin von Blétz, beschreibt es so: „Man hat weniger Reserven, die Akkus sind schlecht, wie bei einem alten Handy. Die laden dann nur noch zu 50 Prozent und sind schnell aufgebraucht. Alles, was man vorher mit Leichtigkeit gemacht hat, ermüdet einen ganz schnell.“ Pierre Berger hat deshalb sein ehrenamtliches Engagement auf ein Minimum heruntergefahren. War er zuvor neben seiner Arbeit in der Staatsdruckerei und in verschiedenen Positionen im örtlichen Fußballverein aktiv, kümmert er sich jetzt nur noch um die Broschüren und Veröffentlichungen des Vereins und hilft bei Blétz im Vorstand. „Alles, was anstrengt, mache ich nicht mehr“, sagt er.

Unglücklich sei er nicht, manchmal verspüre er etwas Angst, wenn er abends im Bett liegt, deshalb geht er regelmäßig zu Kontrollen beim Arzt. Durch den Schlaganfall hat er das Rauchen aufgegeben, das einzig Positive an der ganzen Sache, findet er. Noch immer nimmt er regelmäßig Medikamente, eine Zeitlang ging er regelmäßig zur Akupunktur. Die schien ihm bei seinen Gesichtsfeldausfällen sehr geholfen zu haben. Er bezeichnet sich selbst als „richtigen Luxemburger“, aber er will sich dafür einsetzen, dass Menschen in einer akuten und lebensbedrohlichen Situation die Möglichkeit haben, in ihrer Muttersprache zu kommunizieren. „Wir müssen da einfach multilingual sein. Als ich in diesem Animationsraum lag, wollte ich nur meine Muttersprache reden.“

Rund ein Drittel aller Schlaganfallpatienten erleidet eine sogenannte Aphasie. Sie verlieren die Fähigkeit zu sprechen. Oder erleben Einschränkungen dabei. In schweren Fällen leidet auch das Verständnis für Sprache, oft ist die kognitive Aufnahme verlangsamt. Die Menschen verstehen schlecht und können nicht folgen. Bei manchen verschwindet die Aphasie nach ein paar Wochen, bei anderen wird sie zum bleibenden Zustand.

## „Ich hatte schon seit meiner Jugend Migräne.“

Pierre Berger





Karin Magar ist 61, vor 15 Jahren erlitt sie eine Hirnblutung. Die Mutter von zwei Töchtern kam von der Arbeit nach Hause und telefonierte kurz. Da meinte eine ihrer Töchter: „Wie sprichst du, Mama? Dein Mund ist ja ganz schief.“ Ihr selbst war gar nichts aufgefallen. Sie weiß noch, dass der Rettungswagen kam und sie im Krankenhaus in den Scanner geschoben wurde. Sechs Wochen später wachte sie wieder auf. Aufgrund der großen Blutung hatten die Ärzte sie ins künstliche Koma gelegt. Doch große Hoffnung hatten sie nicht. „Ich wurde als faules Gemüse abgestempelt, meiner Familie wurde gesagt, dass ich ein Pflegefall werden würde, falls ich wieder aufwache.“

Dass sie heute wieder einigermaßen fit ist, liegt zum großen Teil an ihrem eigenen Lebenswillen. Den kannte auch ihre Familie und hat sie deshalb immer unterstützt. An die Zeit im Koma hat Karin Magar kaum Erinnerungen. Sie imaginierte, auf einer Insel bei einem Konzert der Rockgruppe Queen zu sein. Später erfuhr sie, dass ihre Töchter im Krankenhaus die Lieder von Queen hoch und runter gespielt hatten. „Ich hatte aber keine Ahnung, warum ich da liege.“

Als sie wach wurde, war die ganze linke Seite gelähmt, zwei Jahre Reha lagen vor ihr. Sie hat viel geweint damals, erzählt sie. „Ich wusste gar nicht, dass man so viel

weinen kann.“ Sie hat sich nicht aufgegeben und wollte nicht einsehen, dass sie Vieles nicht mehr können sollte. Das hatten ihr die Ärzte prophezeit. „Doch sehen Sie mich jetzt an. Mir geht es zwar noch nicht richtig gut, aber ich kann wieder gehen.“ Seit einiger Zeit lässt sie sich mit chinesischer Medizin behandeln. Man darf sich nicht aufgeben, ist ihr Mantra.

Ihre Tochter sagt, sie sei eine andere Frau geworden, ihr Charakter hätte sich verändert, sie sei aggressiver als früher. Sie weiß es selbst, kann es aber nicht ändern. Manchmal empfindet sie merkwürdige Emotionen, dann fängt sie einfach an zu weinen. Oder bekommt auf einer Beerdigung einen Lachanfall. Seit Jahren nimmt sie Antidepressiva, damit geht es besser, doch wenn sie müde wird, geht gar nichts mehr, dann muss sie sich ausruhen, ihre Energie einteilen. Ihre Arbeit hat sie verloren, es war ein großer Einschnitt für die Familie. Sie bekommt keine Rente, auch sonst keine Zuwendungen. Sie hätte sich einen Anwalt nehmen und um finanzielle Unterstützung kämpfen können. Doch sie hatte keine Kraft dafür. „Ich wollte zu den Gesunden gehören und nicht von einem Ministerium zum anderen rennen.“

Auch wenn sie den Schlaganfall einigermaßen überstanden hat, hätte er die Familie doch verändert, sagt Karin Magar. Sie glaubt noch immer, dass bei ihrem Mann und ihren Töchtern einige Sachen tief sitzen, über die nie gesprochen wurde. Auch die Partnerschaft mit ihrem Mann sei zwar stabil, aber nicht mehr so innig wie vorher. Man lebe vielmehr nebeneinander. Viele Freunde konnten mit der gesamten Situation nicht umgehen und brachen den Kontakt ab. Manchmal trauere sie ihrem alten Leben nach, sagt sie.

## „Sie haben mich als faules Gemüse abgestempelt.“

Karin Magar



## „Es war eine Tatsache, die ich nicht ändern konnte.“

Yasmine Silbereisen

Veränderungen im Leben aller Angehörigen sind eher die Regel als die Ausnahme. Besonders wenn Kinder involviert sind, kann es schwierig werden. Das hat auch Yasmine Silbereisen erlebt. Ihr Sohn war gerade zwölf, als die Alleinerziehende ihren Schlaganfall bekam. Sie war gerade zu Gast auf einer Kommunionfeier, der Rettungswagen war schnell da. Durch ein kleines Loch im Herzen hatte sich ein Thrombus gebildet, der ins Gehirn gewandert war und eine Verstopfung ausgelöst hatte.

Die Betreuung ihres Sohnes mussten andere übernehmen: der leibliche Vater, der Lebensgefährte. Die Schwester und die Schwägerin halfen mit, eine Nachbarin brachte den Jungen zur Schule und zurück. Es sei nicht einfach gewesen, sagt Yasmine Silbereisen. „Aber ich bin ein realistischer und optimistischer Mensch. Es war eine Tatsache, die ich nicht ändern konnte. Ich hatte keine Wahl, ich musste da durch. Mein Sohn musste viel zurückstecken.“

Im Rehazentrum habe sie dann viele Menschen gesehen, denen es noch schlechter ging. Deshalb ist sie nach einem knappen Jahr wieder arbeiten gegangen, sie hatte Glück, ihr Arbeitgeber hatte ihre Stelle freigehalten. Am Anfang sei es nicht einfach gewesen. Sie musste mit Bahn und Bus fahren, das habe sie sehr angestrengt. „Abends war ich oft müde, dann musste ich viele Wörter suchen. Mich lange auf etwas zu konzentrieren, fällt mir immer noch schwer.“

Das schlimmste war, nicht mehr Auto fahren zu dürfen, ihr fehlte die Eigenständigkeit, sie wollte nicht auf andere angewiesen sein. Als sie wieder Autofahren durfte, ging es besser. Beim Laufen sieht man ihr die Behinderung an, die Spastik im Fuß lässt sie humpeln. Seit der Krankheit ist ihr Gleichgewichtssinn gestört. Schwimmen und Fahrradfahren geht nicht mehr. Vor allem das Radfahren fehlt ihr. Sie überlegt, es mal mit einem E-Bike mit drei Rädern auszuprobieren. Das Loch im Herzen ist mittlerweile mit einem kleinen Schirmchen verschlossen worden. Angst, dass ihr das noch einmal passieren könnte, hat sie deshalb nicht. \

Text: Heike Bucher \ Fotos: geralt (Pixabay), Philippe Reuter (4)

### Kennen Sie F.A.S.T.?

Damit prüfen Sie die wichtigsten Anzeichen für einen Schlaganfall:

- **Face:**  
Bitten Sie die Person zu lächeln. Hängt ein Mundwinkel herab, deutet das auf eine Halbseitenlähmung hin
- **Arms:**  
Bitten Sie die Person, die Arme nach vorne zu strecken und dabei die Handflächen nach oben zu drehen. Bei einer Lähmung können nicht beide Arme gehoben werden, ein Arm sinkt oder dreht sich.
- **Speech:**  
Lassen Sie die Person einen einfachen Satz nachsprechen. Ist sie dazu nicht in der Lage oder klingt die Stimme verwaschen, liegt vermutlich eine Sprachstörung vor.
- **Time:**  
Zögern Sie nicht, wählen Sie unverzüglich die 112 und schildern Sie die Symptome.

Am 15. Mai begeht Blätz den „Tag gegen den Schlaganfall“.

Informationen unter [www.bletz.lu](http://www.bletz.lu)



## Ein Leben davor, eins danach

2013 hat Chantal Keller den Verein Blätz gegründet. Als selbst Betroffene weiß sie, wie schnell ein Schlaganfall alles auf den Kopf stellt. Sowohl für die Betroffenen als auch für die Familien.

**Sie haben früher Kinderbücher geschrieben. Dann hatten Sie 2007 einen Schlaganfall. Schreiben sie noch?**

Nein, ich kann nicht mehr. Wenn ich eine halbe Seite geschrieben habe, fallen mir die Wörter nicht mehr ein. Das Schreiben fehlt mir, aber ich schaffe es nicht mehr.

**Ein paar Jahre nach ihrem Schlaganfall haben Sie Blätz gegründet, einen Verein zur Hilfe von Schlaganfallbetroffenen. Warum?**

Weil es in Luxemburg so etwas nicht gab. Nach meinem Schlaganfall 2007 hatte ich die deutsche Schlaganfallhilfe gut kennengelernt und fand, dass wir etwas Ähnliches hier im Land bräuchten.

**Sie kümmern sich um Betroffene, aber auch um deren Angehörige.**

Wir haben drei Zielgruppen: Betroffene, Angehörige und Freunde. Es kann jeder bei uns anrufen, der Fragen zum Thema Schlaganfall oder eigene Probleme damit hat. Normalerweise haben wir Sprechstunden, aber wegen der Pandemie führen wir alle Gespräche telefonisch durch. Ab September werden wir aber wieder in unserem Büro zu erreichen sein. Im Moment ist es mir aber noch lieber, wenn die Leute uns anrufen oder uns über Mail kontaktieren.

**Arbeiten Sie alle ehrenamtlich?**

Das Komitee arbeitet ehrenamtlich, wir haben zwei fest angestellte Personen, eine volle und eine halbe Stelle. Zum Teil werden die Stellen vom Staat finanziert, aber eben nur zum Teil. Den Rest finanzieren wir über Spenden.

**Sind die Spenden durch die Pandemie zurückgegangen?**

Ja, aber auch durch den Ukrainekrieg, da sind die Spenden für solche Vereine wie unseren stark zurückgegangen. Das ist verständlich und richtig. Aber es macht sich eben bemerkbar. Durch die Pandemie waren die Spenden eh schon weniger geworden, weil der soziale Kontakt und die Begegnungen mit Menschen fehlten.

**Die Pandemie hat bei vielen Menschen, die stationär aufgenommen waren, die Situation verschlimmert, weil sie ihre Angehörigen selten sehen konnten. Traf das auch auf die Menschen zu, die Sie betreuen?**

Ja, das war ein sehr großes Problem für viele Schlaganfallpatienten und -patientinnen. Gerade für Menschen

mit einer Aphasie war es schwierig, weil sie einfach nicht verstanden haben, was mit ihnen passierte und warum ihre Angehörigen nicht zu Besuch kamen. Natürlich gibt es Telefone, aber wenn man nicht mehr sprechen kann, hilft auch kein Telefon. Sie fühlten sich alleingelassen, und mir haben Angehörige erzählt, dass die Situation auch zu Brüchen von Beziehungen geführt hat.

**Ist man nach einem Schlaganfall intellektuell beeinträchtigt?**

Nein, in der Regel nicht, aber man kann vielleicht nicht mehr sprechen oder sich ausdrücken. Man ist intellektuell voll da, aber es ist alles etwas verlangsamt. Es kann also sein, dass ein Schlaganfallpatient während eines Gesprächs noch dabei ist, den dritten Satz, den man gesagt hat, zu verstehen, während man selbst bereits beim zehnten Satz ist. Dann schaltet er irgendwann ab, und man weiß nicht wieso. Die Aufnahmekapazität ist limitiert.

**Seit der Pandemie bietet Blätz auch psychologische Hilfe an. War das nötig?**

Unbedingt. Es gab viele Menschen, die in einer furchtbaren Situation waren. Zum Beispiel eine Frau mit zwei kleinen Kindern, deren Mann einen Schlaganfall hatte. Der sollte nach Hause kommen, aber die Betreuung zu Hause durch häuslicher Krankenpflege, Logopädie, Physio- und Ergotherapie war nicht gewährleistet. Sie wusste nicht, wie sie das schaffen sollte. Da haben wir gemerkt, dass wir neuropsychologische Hilfe anbieten mussten. Wir haben da schon sehr gutes Feedback bekommen. Die Gespräche helfen den Menschen, mit ihrem Schicksal besser klarzukommen.

**Was sind die Hauptprobleme der Betroffenen?**

Das ist ganz unterschiedlich. Aber man kann trotzdem sagen, dass eins der Hauptprobleme die Arbeit ist. Wer arbeitet, weiß meistens nicht, was es bedeutet, eine Arbeit zu haben. Wenn man nicht mehr arbeiten gehen kann, merkt man, dass Arbeit nicht nur Arbeit ist. Arbeit heißt auch soziale Kontakte zu haben, ein Teil der Gesellschaft zu sein. Wer keine Arbeit hat, gehört nicht mehr zur Gesellschaft. Man muss die verschiedenen Stadien der Krankheit kennen: Verleugnung, Aktivismus, Frustration, Ärger und Wut, Trauer und Depression, Akzeptanz und Umorientierung. Die Angst, einen zweiten Schlaganfall zu haben und die Müdigkeit nach einem Schlaganfall sind große Probleme.



„Von einem Moment auf den anderen ist das Leben völlig verändert.“

Chantal Keller, Präsidentin von Blätz

Bei Menschen mit einer Aphasie kommt noch etwas dazu: Sie schämen sich und haben Angst zu sprechen. Es ist ein Symptom der Krankheit, aber für die Betroffenen fühlt es sich anders an, viele gehen nicht mehr raus, sie genieren sich. Ich kenne einen Fall, da wollte ein Mann mit dem Bus in die Stadt fahren. Er konnte aber nicht sprechen und versuchte dem Busfahrer klarzumachen, was er wollte. Da meinte der Busfahrer zu ihm: Schämen Sie sich nicht, schon morgens früh betrunken in die Stadt fahren zu wollen? Der Mann ist nie wieder Bus gefahren.

**Das klingt traumatisch...**

Wenn Sie irgendwo anrufen, müssen Sie oft Ihren Namen, das Geburtsdatum und die Telefonnummer nennen. Menschen mit Aphasie haben generell mit dem Sprechen Probleme, aber auch Zahlen sind sehr schwierig. Ich selbst habe immer noch Probleme mit Jahreszahlen.

**Die Betroffenen, mit denen ich gesprochen habe, berichteten alle über eine Art Schock, die sie verspürt hatten, weil der Schlaganfall aus dem Nichts kam.**

Ja, das empfinden die meisten so. Deshalb heißen wir auch Blätz. Von einem Moment auf den anderen ist das Leben völlig verändert. Es gibt ein Leben davor und eins danach, und beide sind nicht mehr dieselben. Die Menschen müssen das akzeptieren, das ist die schwerste Belastung. Wer vorher viel Sport gemacht hat, kann das nicht mehr tun. Allein wieder Auto zu fahren, ist für viele eine Herausforderung. Als ich wieder anfing, Auto zu fahren, habe ich nur noch Schilder gesehen. Ich wusste nicht mehr, welches Schild für mich wichtig war. Gesunde Menschen können das, sie blenden Schilder, die für sie nicht wichtig sind, einfach aus. Gerade das Autofahren ist wichtig, um autonom zu bleiben und nicht abhängig von anderen zu sein.

**Was sind die Hauptprobleme für Angehörige und Freunde?**

Das größte Problem ist sicherlich, dass die Person nicht mehr dieselbe ist. Sie hat sich charakterlich verändert, und die Veränderungen sind überall sichtbar. Damit muss man zurechtkommen. In Beziehungen werden Probleme, die bereits vorher da waren, oft verschlimmert. Das kann dazu führen, dass die Beziehung zerbricht. Was keine Schande ist, weil es dann einfach nicht mehr geht. Es kann aber auch zum Problem werden, wenn der Schlaganfallbetroffene nicht mehr selbst zu Wort kommt, weil die Familie alles für ihn entscheidet. Das ist meist sicherlich gut gemeint, aber kann Frust und Unzufriedenheit auslösen. Deshalb sollte man so viel Geduld haben, den Betroffenen selbst sprechen zu lassen, auch wenn das nicht mehr so schnell geht wie vorher.

**Was kann sonst noch besonders schwer werden?**

Ich habe öfter von Fällen gehört, in denen Haustiere sich von den Schlaganfallbetroffenen abgewandt haben. Hunde, die plötzlich nicht mehr zu ihrem Herrchen oder Frauchen wollen. Aber auch für kleine Kinder ist das manchmal nicht zu verstehen, wenn Papa, Mama, Opa oder Oma ganz plötzlich so anders sind. Es kann sein, dass sie denen dann aus dem Weg gehen. Das sind grausame Situationen.

**Haben Sie irgendwelche Ratschläge für Betroffene?**

Sich über kleine Erfolge freuen. Im Himalaya klettern zu gehen, wird wohl nach einem Schlaganfall nicht mehr gehen, aber man kann sich kleinere Ziele setzen, wie beispielsweise sich mal allein anzuziehen. Hat man das geschafft, ist man gleich motiviert, sich noch mehr vorzunehmen. Man muss ein Kämpfer sein.